

Moderne Bestattungskultur – Ein Ort für Übergangsriten?

Reiner Sörries

Der Tod ist ins Gerede gekommen. Allerorten beklagt man heute das anonyme Sterben in der Klinik, die Verdrängung des Todes. Als Ursachen sind der Schwund des Religiösen, die Lockerung der Familienbande, die Auflösung gewachsener Lebenszusammenhänge, die Verstädterung und Einigelung auf Kleinstgruppen oder Isolierte genannt worden.

Mit diesen Worten leiteten Christoph Stölzl und Peter Steiner die von ihnen verantwortete und konzipierte Ausstellung *Die letzte Reise* im Stadtmuseum München 1984 ein.¹ Die Museumsdirektoren reagierten auf die *Verwilderung des Todes*,² wie sie seit Ende der 1970er Jahre beobachtet und registriert wurde.³ Der Beitrag der Museen sollte darin bestehen, die Kulturgeschichte des Todes danach zu befragen, ob sie Bewältigungsstrategien bereit hält, um Verbesserungen im Umgang mit der existentiellen Krise des Todes zu erreichen. Der Untertitel der Münchner Ausstellung *Sterben, Tod und Trauersitten in Oberbayern* wies den Weg, auf dem man glaubte, dem Ziel näher zu kommen. Damit rückte die Beobachtung, Beschreibung und Dokumentation von Ritualen in den Blickpunkt, die in ländlichen Gebieten durchaus noch geübt werden, im großstädtischen Zusammenhang aber längst verloren waren. Die Renaissance der Rituale sollte zu einer neuen Fähigkeit führen, Bestattung und Trauer zu gestalten. Der Münchner Ausstellung folgten und folgen bis heute ähnliche Ausstellungen beinahe im Jahresrhythmus⁴ und seit den 1980er Jahren ist der Ruf nach einer Ritualisierung der Bestattungskultur nicht mehr verstummt: Aufbahrung und Verabschiedung am offenen Sarg statt nächtlicher Entsorgung aus der Intensivstation; Licht, bewegende Musik und Gemeinschaft statt stiller und sprachloser Trauerfeiern. Aber bei der Wiederentdeckung alter Rituale blieb es nicht, sondern nicht zuletzt unter dem Einfluss der AIDS-Szene rückte die Inszenierung neuer Rituale in den Vordergrund. Ein Glas Prosecco am

¹ S. METKEN (Hrsg.): *Die letzte Reise. Sterben, Tod und Trauersitten in Oberbayern*. Ausstellungskatalog Stadtmuseum (München 1984).

² PH. ARIÈS: *Geschichte des Todes* (München 1980; frz. Original 1978). Er überschreibt das 2. Buch seiner großen kulturgeschichtlichen Monographie mit 'Der verwilderte Tod'; er lässt diese Epoche mit der Renaissance beginnen.

³ Seit den 1970er Jahren wächst die Literatur und die Auseinandersetzung mit Sterben und Tod.

⁴ R. SÖRRIES: 'Der Tod im Museum. Anmerkungen zur Musealisierung der letzten Dinge', in *Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde* 34 (2001/2002) 175-198.

offenen Grab und bunte Luftballons sollten Farbe bringen in die düstere Welt des Trauern. Insbesondere weltliche Trauerfeiern schufen den Raum für Experimente, an die sich der neue Berufsstand des *Ritualdesigners* heranwagte.⁵

Damit war der Ritualbegriff ins Wanken geraten. Bedeutet Ritual ursprünglich die nicht reflektierte Wiederholung von Handlungen, die über Generationen hinweg überliefert wurden, so wurde das Ritual nun frei verfügbar und stets neu gestaltbar im Sinne individueller Anpassung an den Einzelfall. Anlässlich der viel beachteten Ausstellung *Last minute*, die im Stapferhaus in Lenzburg/Schweiz konzipiert und auch in Kassel und Bremen gezeigt wurde, prägten Maja Fahrni und Elke Wurster dafür den Begriff der *Multioption* – Rituale und Verhaltensweisen im Trauerfall sind nicht nur frei entwickelbar, sondern auch untereinander kombinierbar.⁶ In der Ausstellung dokumentierte ein langes Supermarktregal mit frei wählbaren Bestattungs- und Trauerprodukten die neue Freiheit. Eine Wertung dieser Entwicklung blieb dabei dem Besucher weitgehend selbst überlassen, aber es erhebt sich doch die Frage, ob bei völliger Freiheit der Wahlmöglichkeiten, Rituale und Ritualprodukte nicht falsch zusammengeordnet werden. Ich spreche gerne von einer *Ritualkette* im Sinne einer schlüssigen Abfolge von aufeinander aufbauenden Ritualen, die einen Spannungsbogen erzeugen, wobei ein Weg durch die Krise des Todes (= des Verlustes) hindurch beschritten werden soll, an dessen Ende der Trauernde wieder lebensfähig ist.⁷

Ein differenziertes Verständnis und eine multioptionale Handhabung des Rituals führt zu einer notwendigen Auseinandersetzung mit dem Ritualbegriff und seiner Bedeutung. Weil auch populärwissenschaftlich für die Handlungen bei Geburt, Eheschließung und Bestattung der Begriff der *Übergangsriten* (wieder) gebräuchlich ist, so ist es angezeigt, sich mit ihrer Bedeutung, wie sie von dem französischen Volkskundler und Ethnografen Arnold van Gennep entwickelt wurden, auseinander zu setzen. Arnold van Gennep wurde 1873 geboren und sein Klassiker *Les rites de passage* erschien 1909. Als das Buch, eine völkerkundlich-ethnografische Studie, erschien, stieß es – vor allem aufgrund seiner vergleichenden Methode – bei den französischen Wissenschaftlern auf Unverständnis und Ablehnung, und im Ausland wurde es kaum zur Kenntnis

⁵ M. GÖRKE-SAUER: 'Chancen und Grenzen freier Bestattungsrituale', in K. GERNIG (ed.): *Bestattungskultur – Zukunft gestalten. Dokumentation der Fachtagung in Erfurt vom 16.-17. Oktober 2003* (Düsseldorf 2004) 95-105.

⁶ M. FAHRNI & E. WURSTER: 'Pappsärge, Paraffinurnen und neues Ritualdesign. Zur Multioption bei der Abschiedsgestaltung', in *Last minute. Ein Buch zu Sterben und Tod* (Baden CH 1999) 152-157.

⁷ R. SÖRRIES: 'Totenbrauchtum in volkskundlicher Sicht', in *Lebensende. Kulturgeschichtlich-volkskundliche Aspekte von Sterben, Tod, Trauer, Bestattung* (Erfurt 2003 = Thüringer Hefte für Volkskunde 8/9) 9-22.

genommen. Eine englische Übersetzung erschien erst 1960,⁸ eine deutsche sogar erst 1986,⁹ die zeitlich mit der oben genannten Wiederentdeckung volkstümlichen Brauchtums in der Bestattungskultur zusammenfällt. Die Zeit war gereift.

Das Drei-Phasen-Modell Van Genneps

Der Mensch wird in verschiedenen Stadien seines Lebens zum Grenzgänger, bei der Geburt, beim Erwachsenwerden, bei der Verheiratung, beim Sterben: Ein Neugeborenes hat die Welt der Ungeborenen verlassen und wird in die Welt der Lebenden integriert; der Jugendliche wird von der Welt der Kinder getrennt und in die Welt der Erwachsenen eingeführt; Ledige werden zur Ehefrau oder zum Ehemann; die Verstorbenen müssen aus der Welt der Lebenden gelöst und in die Welt der Toten eingegliedert werden. Außerdem gibt es zahlreiche *Übergänge* im Jahreslauf, etwa von einer Jahreszeit zur anderen. Alle derartigen Übergänge werden von Van Gennep in einer Analogie von Geborenwerden und Sterben gesehen und symbolisch zum Ausdruck gebracht. Ein *Grenzgänger* stirbt in der alten Welt, erfährt einen Wechsel seines biologischen und sozialen Wesens und wird in einer neuen Welt wieder geboren. Van Gennep diente das Drei-Phasen-Modell dazu, das Chaos ethnographischen Materials ordnen zu können, aber es eignet sich auch dazu, das Totenbrauchtum sinnvoll zu gliedern. Zu unterscheiden sind das Sterbebrauchtum und die Versorgung des Leichnams bis zur eigentlichen Bestattung, die Bestattung selbst und schließlich das Trauerbrauchtum.

Das Sterbebrauchtum und die Versorgung des Leichnams umfassen die Beachtung der Todesverbote (1), die Maßnahmen in der Sterbestunde (2), das Verhalten in der Todesstunde (3), die Leichenpflege, Aufbahrung und Totenwache (4) sowie das Einsargen (5). Zur eigentlichen Bestattung zählen das Leichenbegängnis vom Trauerhaus (Sterbeort) zum Friedhof (6), das Begräbnis (7) und den Trauergottesdienst bzw. die Totenmesse (8). Zum Trauerbrauchtum gehören der Leichenschmaus (9), die Trauerzeit und Trauerkleidung (10), Erinnerung und Fürbitte (11) sowie die Anlage und Pflege der Grabstätte (12).¹⁰ Über Jahrhunderte hinweg hat sich dieses dreistufige Modell entwickelt und im Sinne einer Ritualkette bewährt, wobei das Funktionieren dieses Rituals an die stringente Abfolge der einzelnen Handlungen gebunden war.

⁸ *The Rites of passage*, übers. M.B. VIZEDOM & G.L. CAFFEE mit einer Einführung von S.T. KIMBALL (Chicago 1960).

⁹ *Übergangsriten*, übers. K. SCHOMBURG & S. SCHOMBURG-SCHERFF nach der frz. Ausgabe von 1981 (Frankfurt a.M. 1986; Studienausgabe mit einem Nachwort von S. SCHOMBURG-SCHERFF Frankfurt a.M. 1999).

¹⁰ Nach SÖRRIES: 'Totenbrauchtum in volkskundlicher Sicht' 12s.

Nach Van Genneps Modell entspräche das Sterbebrauchtum dem *Sterben in der alten Welt*, die Bestattung würde den *Zustandswechsel* markieren, und das Trauerbrauchtum versinnbildlichte das *Geboren werden in einer neuen Welt*. Probleme hinsichtlich dieser Definition tauchen auf bei der Überlegung, um wen es in diesem Ritual eigentlich geht, um den Verstorbenen oder um die Hinterbliebenen. Diese Frage kann je nach religiöser Auffassung unterschiedlich beantwortet werden. Aber auch wenn nach katholischer Auffassung in der Bestattung am Verstorbenen gehandelt wird, so bleibt doch zu konstatieren, dass die Träger des Rituals die Lebenden sind. Es geht letztlich um das *Sterben* (= Verlust), den Statuswechsel (= z.B. Witwenstand, Waisenstand) und das Geborenwerden der Hinterbliebenen. Ihre Krise gilt es zu bewältigen.

Die Betonung der Schwellenphase bei Victor Turner

Einer, der sich am intensivsten mit den Übergangsriten Van Genneps auseinandergesetzt hat, war der schottische Ethnologe Victor Turner, geboren 1920 und gestorben 1983. Erst 1963 entdeckte Turner eine englische Ausgabe der Übergangsriten, die ihm entscheidende Impulse vermitteln sollte. Turner hielt am Drei-Phasen-Modell fest und beschreibt sie als *Trennungsphase*, *Schwellenphase* und *Communitasphase* bzw. Wiedereingliederung. Dabei gewann für Turner die mittlere Phase, der Schwellenzustand eine immer größere Bedeutung. Er fand dafür den Begriff der *Liminalität* und beschrieb den Zustand der Betroffenen als *betwixt and between* – irgendwo dazwischen.¹¹

Parallel zu Turners theoretischer Konzentration auf diesen Mittelteil der Ritualkette vollzog sich im praktischen Bestattungsbrauchtum der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts etwas Vergleichbares. Das Bestattungsbrauchtum konzentrierte sich immer mehr auf die eigentliche Bestattung, auf Trauergottesdienst bzw. Trauerfeier. Die Bestattungsfeier selbst wurde zum wesentlichen und häufig einzigen Bestandteil des Trauerbrauchtums. Den vorbereitenden Maßnahmen und dem Sterbebrauchtum wurde immer weniger Platz eingeräumt, nicht zuletzt deshalb, weil das Sterben in Kliniken und Altenheimen keinen adäquaten Raum für die Abschiednahme bietet, und weil ein immer stärker professionalisiertes Bestattungswesen immer mehr Handlungen übernahm, die ursprünglich Teil des Rituals gewesen sind, etwa die Leichenversorgung oder das Einsargen des Leichnams. Die Beobachtung der Todesvorbereitungen war sogar unter Generalverdacht des Aberglaubens geraten, weil man auch innerhalb der Familie den herannahenden Tod nicht sehen wollte und ihn tabuisierte. Seit

¹¹ V. TURNER: *The Ritual Process, Structure and Anti-Structure* (New York 1969); deutsche Ausgabe: *Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur*, aus dem Englischen mit einem Nachwort von S.M. SCHOMBURG-SCHERFF, (Frankfurt a.M. / New York 1989; Studienausgabe 2000).

den 1980er Jahren geriet auch der Friedhof mit seinen Grabstätten und seinen Trauerorten immer mehr ins Abseits; die anonyme Beisetzung eroberte sich Marktanteile von teilweise bis zu 90 Prozent.¹² Aus den unterschiedlichsten Gründen, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann,¹³ schwand auch die nachgehende Seelsorge durch Priester und Pastoren in der Trauerphase.

Festzuhalten bleibt, dass die Konzentration auf die eigentliche Bestattungsfeier zu den signifikantesten Merkmalen gegenwärtiger Trauerkultur gehört. Und hierbei spielt es keine Rolle, ob es sich um eine kirchliche oder weltliche Bestattung handelt. Im Sinne der Ritualtheorien Van Genneps und Turners bedeutet dies, dass der trauernde Mensch heute nur noch den *Schwebezustand* erfährt, nicht das *Sterben* und nicht das *Wiedergeboren werden* bzw. die *Wiedereingliederung*. Das heutige, extrem verkürzte Traueritual belässt ihn *betwixt and between*, belässt ihn dazwischen.

Das stimmt mit unseren Beobachtungen neuer thanatologischer Forschung überein: Immer mehr Erwachsene haben noch nie einen Toten gesehen und wissen mit dem Sterben nicht umzugehen. Abschiedliches Sterben kann kaum gelebt werden. Das Ausfallen der Trauerphase nach der Bestattung ist ebenso signifikant, abzulesen bspw. am Verzicht auf Trauerkleidung und an der Kritik der Mitmenschen, wenn die Trauer zu lange anhält. Nicht verwunderlich ist dann, dass die Trauer immer häufiger zu einem krankhaften Prozess wird, der im einfachen Fall über die Teilnahme an Trauerseminaren und Selbsthilfegruppen versucht wird, zu bewältigen, im schweren Fall aber sogar in die Sprechstunde des Arztes und des Psychotherapeuten führt. Es gibt hinreichend Gründe, um einen Funktionsverlust der Trauerrituale feststellen zu müssen.

¹² G. HEINRICH & A. HELING: *Im Tod nicht anonym. Handreichung zu aktuellen Fragen des Bestattungs- und Friedhofswezens* (Kiel 1993) (Rezension: E. SPERLING, in *Friedhof und Denkmal* 38,4 (1993) 99-101); R. SÖRRIES: 'Zum Umgang mit Grabkammern und anonymen Bestattungen', in *Der Friedhofsgärtner* (1993) 95-103; B. HAPPE: 'Anonyme Bestattungen in Deutschland – Veränderungen in der zeitgenössischen Bestattungs- und Erinnerungskultur', in *Friedhof und Denkmal* 41,2 (1996) 40-52; B. HAPPE: 'Anonyme Bestattungen erschweren das kollektive Gedächtnis an die Toten', in D. JORKE (Hrsg.): *Sterben – Tod – Begräbnis* (Jena 1997) 56-67; B. HAPPE: 'Zur Lage der anonymen Bestattung in Deutschland. Eine Umfrage bei kommunalen und kirchlichen Friedhofsverwaltern', in *Friedhof und Denkmal* 43,2 (1998) 39-54.

¹³ Zu den wichtigsten Gründen zählt gewiss die Professionalisierung der Geistlichen für eine Fülle von Tätigkeiten im sozialen, diakonischen und pädagogischen Bereich, die zu einer Reduzierung seelsorgerlicher Kernaufgaben führte.

Stabilisierung der Gemeinschaft oder des Individuums?

Nun schließt sich die Frage an, ob die Rückbesinnung auf die Ritualtheorien Van Genneps zu einer Heilung dieser gesellschaftlichen Wunde führen könnte. Vorab muss festgehalten werden, dass sich die Hoffnung als trügerisch erweist, durch die Reaktivierung alten Brauchtums eine Verbesserung des Zustandes zu erreichen, wie es in den eingangs zitierten volkskundlichen Ausstellungen zur Kulturgeschichte des Todes anklang. Verlorenes ist nicht wieder zu erlangen – zumal dann, wenn die religiöse Grundlage dafür nicht mehr existent ist.

Wo heute im Sinne des Drei-Phasen-Modells wesentliche Teile des Rituals, nämlich die erste und die dritte Phase, weggebrochen sind, müsste man nun von einer völligen Unfähigkeit ausgehen, Sterben und Tod noch bewältigen und in das Leben integrieren zu können. Bevor dies geklärt werden kann, ist darauf hinzuweisen, dass die Stufenmodelle sowohl von Van Gennep wie von Turner mit ihrem ethnologischen Ritualbegriff immer von einer Gruppe ausgehen, die stabilisiert werden muss. Immer wird nach ihrem Verständnis die *Struktur* einer sozialen Gemeinschaft gestört – und dies gilt hinsichtlich ihrer sozialen wie ihrer ökonomischen Struktur. Hier reißt ein Todesfall eine Lücke, die im Interesse der Gruppe wieder geschlossen werden muss. Da bei der arbeitsteiligen Lebensweise moderner Industriegesellschaften der einzelne ökonomisch wie sozial viel einfacher ersetzt werden kann, ist das Interesse der Gemeinschaft bzw. der Gesellschaft am Tod des Einzelnen bedeutend geringer. Hier ist der Todesfall eine Panne, die möglichst schnell und unauffällig geschlossen werden muss. Ausnahmen bilden hier allenfalls der Tod hochrangiger Politiker oder Funktionäre, wobei zu den Funktionären auch Popstars und andere illustre Mitglieder der *Highb Society* gehören können, der nach altem Muster mit einem Staatsbegräbnis oder einer medial inszenierten Trauerfeier bewältigt werden muss.

Im Normalfall ist vom Tod eines Menschen indes nur eine kleine soziale Gruppe, die Familie und die engsten Verwandten und Bekannten betroffen, vielleicht sogar nur die Kleinfamilie oder der Lebenspartner. Im Extremfall von einsam Verstorbenen nimmt an deren Tod und Ausgliederung aus der Gemeinschaft der Lebenden überhaupt keiner Anteil. Die Bewältigung des Verlustes eines Menschen ist in der Regel zu einer intimen, sehr persönlichen Angelegenheit geworden. Dies schließt nicht aus, dass in diesem kleinen Kreis schmerzliche Verlusterfahrungen herrschen, die bewältigt werden müssen – mit immer individuelleren Verhaltensweisen. Die zitierte Multioption wird zur Realität und gängigen Praxis, die vom Bestattungsmarkt auf der Suche nach immer neuen Angeboten kräftig unterstützt wird. Zu keiner Zeit in der Menschheitsgeschichte gab es mehr und unterschiedlichere Möglichkeiten der

Trauerfeiern und der Beisetzungsorte wie heute. Genannt werden soll hier zunächst die in Mode gekommenen *Naturbestattungen*,¹⁴ von der Beisetzung im Wald¹⁵ bis zum Verstreuen der Asche über der Nordsee oder den Schweizer Bergen. Ohne dies werten zu wollen, kann festgestellt werden, dass dies eine Umkehrung bisher geltender Grundsätze bedeutet. Der Friedhof der abendländischen Tradition markiert immer einen eigenen, einen separierten Raum für die Toten, der vom Lebensraum der Lebenden strikt getrennt ist. Dies ist ein erster Punkt, den wir festhalten wollen: Im Sinne traditionellen Ritualverhaltens war es geboten, die Lebenden von den Toten zu separieren.

Somit hat die Veränderung im Bestattungsbrauchtum, das nicht mehr der Stabilisierung der Gemeinschaft, sondern des Einzelnen dient zu einer Verkehrung der Ritualhandlungen geführt.

Die Umkehr der Bedeutung von Ritualen

Im Sinne traditionellen Bestattungsverhaltens diente das Ritual zur Ausgliederung und Separierung der Toten aus der Gemeinschaft der Lebenden im Interesse der Gemeinschaft. Die Individualisierung hat hingegen dazu geführt, dass die eng mit dem Verstorbenen verbundene, kleine soziale Gruppe der Hinterbliebenen, der Familie eher an der Fortsetzung der Beziehung zum Verstorbenen über den Tod hinaus interessiert ist. Sie trennt sich nicht vom Toten, sondern hält an ihm fest über den Tod hinaus. Im Brauchtum zeigt sich dies am Ersetzen des Erdwurfes durch den Blumenwurf. Der dreifache Erdwurf ist das symbolische Relikt des Zuschauens des Grabes und bedeutet, dass durch das aufgefüllte Erdreich eine Trennung zwischen dem Toten und dem Lebenden stattfindet. Stattdessen symbolisiert das Nachwerfen von Blumen, die ihrerseits Symbole der Liebe und Zuneigung sind, eine Fortdauer der Beziehung.

Emotional verständlich ist dieser Wandel, denn der Erdwurf erzeugt beim Auftreffen von klumpender Erde und kleinen Steinen auf dem Sarg ein schmerzliches Geräusch; es lässt die Trennung vom Verstorbenen hörbar und erlebbar werden. Blumen sind sanfter und liebevoller, sie tun nicht weh. Aber:

¹⁴ Naturbestattungen sind als sog. *Woodland burials* in Großbritannien seit langem üblich ebenso in der Schweiz mit dem sog. Friedwald. Seit 2001 gibt es den Friedwald auch in Deutschland. In den Niederlanden bietet u. a. der *Begraafplaats Bergerbos* Naturbestattungen für Urnen- und Körperbeisetzungen. Als Naturbestattung haben aber auch die Seebestattung und andere Formen der naturnahen Beisetzung (z.B. Verstreuen aus der Luft) zu gelten.

¹⁵ W. NEUMANN: 'Friedhöfe der Zukunft? – Von einer Reise in die Schweiz', in *Friedhof und Denkmal* 44,4 (1998) 119-128 und 150-159.

Rituale in Übergangsphasen sind immer Trennungsrituale, und diese tun weh, seelisch, aber auch körperlich. Antike Mysterienkulte pflegten Einweihungsrituale (die ja die Trennung von einem Zustand der Uneingeweihtheit bedeuten), die durchaus mit Schmerzen verbunden sein konnten. Ohne die Bewusstmachung der Trennung kann die Wiedereingliederung in das Neue nicht gelingen. Weil das neue Ritualverhalten das Trennende zugunsten des Bleibenden ersetzen will, häufen sich die Fälle von unbewältigter Trauer.

Und gerade in der verbliebenen Phase des Schwellenzustandes dürfen Trennungsaspekte nicht unterrepräsentiert sein. In der volkswissenschaftlichen Forschung findet man diese – heute als psychologisch wichtig erkannten Trennungsrituale – unter dem Begriff des Magischen. Die Furcht vor dem lebenden Leichnam führte zu Ritualen seiner Bannung, d.h. zur Trennung von ihm.

Aber es werden auch die sozialen Bestandteile der Rituale ins Gegenteil verkehrt. Die Todesanzeigen mit dem Hinweis darauf, dass die Trauerfeier in aller Stille stattgefunden hat, stellen keine Gemeinschaft her, sondern schließen sie bewusst aus. Trauerfeiern sind in der Regel zu Angelegenheiten *privatissime* geworden. So kann auch der Tote nicht aus der Gemeinschaft ausgegliedert werden, und die Hinterbliebenen finden den Weg nicht zurück in die Gemeinschaft. Der Verzicht auf den rituellen Leichenschmaus, das Kaffeetrinken nach der Beerdigung verdeutlicht den Verzicht auf den sozialen Aspekt. Die im Sinne Turners so notwendige *Communitas* in der Phase der *Liminalität* wird nicht hergestellt.

Schlussfolgerungen

Wenn es stimmt, dass das Drei-Phasen-Modell Van Genneps nicht mehr funktioniert und das rituelle Verhalten sich im Sinne Turners auf die mittlere Phase, den Schwellenzustand konzentriert, müsste man annehmen, dass Trauer heute überhaupt nicht mehr gelingen kann. Insofern muss an Van Genneps Modell zunächst eine Korrektur vorgenommen werden. Die Analyse unseres abendländischen Trauerbrauchtums zeigt, dass es die strikte Phasentrennung in *Sterben* (Trennen), *Schwebezustand* und *Geborenwerden* (Wiedereingliederung) so nicht gibt, vielmehr begegnen die wichtigen Ritualelemente des Magischen (Trennenden) und des Sozialen (Eingliedernden) im gesamten Verlauf des Sterbe- und Trauerprozesses. Verkürzen und konzentrieren sich diese Prozesse, so ist umso mehr darauf zu achten, dass die trennenden und eingliedernden Rituale nicht zu kurz kommen oder (bei der Möglichkeit der Multioption) ganz vergessen werden.

Dies ist eine der notwendigen Konsequenzen für die jene, die einen Trauerprozess begleiten und eine Trauerfeier gestalten, seien es Geistliche,

weltliche Trauerredner oder Ritualdesigner. Freilich wird dies immer schwieriger, je kürzer die dafür vorgesehene Zeitspanne ist, konkret auch die Zeit für eine Trauerfeier. In Deutschland finden sie nicht selten im 20 Minuten-Takt oder noch kürzer statt. Je kürzer die Ritualkette wird, desto mehr Gewicht erhalten die einzelnen Glieder dieser Kette. Allerdings kann die Kette auch so kurz sein, dass sie gar nicht mehr hält.

Auch wenn Van Genneps Phasen-Modell teilweise – zumindest im Sinne christlich-abendländischen Brauchtums – korrekturbedürftig ist, so bleibt doch unbestritten, dass es sich beim Verlust eines Menschen für die Hinterbliebenen um einen Übergang handelt, der mit Riten bewältigt werden *kann* (allerdings nicht mehr *muss*, stattdessen medikamentös, therapeutisch behandelt wird). Insofern ist es auch heute noch sinnvoll von Übergangsriten zu sprechen, denn die Krise des Todes ist eine Passage, durch die wir zur Lebendigkeit wiederfinden.

Konsequenzen

Erstens: es ist sinnvoll, sich das Drei-Phasen-Modell immer wieder zu vergegenwärtigen. Vielleicht könnte man dann sagen, es gibt Sterberituale, Bestattungsrituale und Trauerrituale.

Von der Hospizbewegung lernen wir, der Sterbebegleitung von Menschen, also den Sterberitualen wieder höchste Aufmerksamkeit zu schenken. Wir schaffen die medizinischen,¹⁶ die organisatorischen,¹⁷ die räumlichen Voraussetzungen¹⁸

¹⁶ Hier sind vor allem die Errungenschaften der Palliativmedizin hervor zu heben. H.R. ZIELINSKI: *Wo Schmerzen ihre Schrecken verlieren. Ein Modell der palliativen Therapie* (Mainz 1988); C. SAUNDERS & M. BAINES: *Leben mit dem Sterben. Betreuung und Behandlung todkranker Menschen* (Bern 1991); D. ZECH & ST. GROND: 'Palliativmedizin. Entwicklung in Deutschland', in *Die Schwester/Der Pfleger* 32 (1993) 827-835; E. KLASCHIK & F. NAUCK (Hrsg.): *Palliativmedizin heute* (Berlin 1994); S. HUSEBÖ & E. KLASCHIK: *Palliativmedizin* (Heidelberg 1998); E. KLASCHIK: 'Palliativmedizin – eine Notwendigkeit', in *Hessisches Ärzteblatt* 60 (1999) 179-183; E. AULBERT & D. ZECH: *Lehrbuch der Palliativmedizin* (Stuttgart 2000); C. BAUSEWEIN, S. ROLLER & R. VOLTZ: *Leitfaden Palliativmedizin* (München / Jena 2000).

¹⁷ Die Hospizidee sieht eine Verknüpfung von Hausarzt, Facharzt, Klinik, Seelsorgern, Psychologen und ehrenamtlichen Hospizhelfern vor, die in einem integrierten Team die bestmögliche Versorgung des Sterbenden und Betreuung der Angehörigen gewährleisten.

¹⁸ Das Sterben wird entweder sogar in der häuslichen, vertrauten Umgebung ermöglicht, oder auch die institutionellen Sterbeorte gestalten ihre Zimmer und halten eigene Verabschiedungsräume vor. Weder der Sterbende muss in die Besenkammer noch der Verstorbene unmittelbar in die Kühlzelle.

um eine Sterbekultur zu ermöglichen. Die spirituellen Elemente werden zunehmend als wichtig erkannt.

Zweitens: es ist sinnvoll, zumindest in den Bestattungsritualen der mittleren, der schwebenden Phase, Öffentlichkeit und damit Gemeinschaft herzustellen. Hier sind es vorzugsweise die *Ritualberater* wie Bestatter und Geistliche, aber nun auch die Hospizhelfer, die informierend und beratend Einfluss auf die Angehörigen nehmen, sich die Chance einer Trauer in Gemeinschaft nicht entgehen zu lassen. Gerade den Kirchen muss es ein Anliegen sein, ihre Trauergottesdienste öffentlich zu gestalten; sie sind Teil des gemeindlichen Lebens und Orte der Verkündigung des Evangeliums. Der vorzüglichste Ort für den Trauergottesdienst ist die angestammte Pfarrkirche.

Drittens: es ist sinnvoll, auch der dritten Phase, den Trauerritualen wieder Gehör zu verschaffen, also dem Verhalten nach der Bestattungsfeier und nach den ersten Tagen nach dem Tod. Beim Bedeutungsverlust, den der Friedhof gegenwärtig zumindest in Deutschland erfährt, besteht vielleicht sogar hier der größte Handlungsbedarf. Ich erinnere nochmals an den zunehmenden Verzicht auf die bewusste Trennung von Lebenden und Toten, die in der häuslichen Aufbewahrung der Urne ihren größten Gegensatz findet. Für nicht weniger problematisch halte ich das Ausstreuen der Asche, wo immer es beliebt. Neue Möglichkeiten eröffnet das ritualisierte Totengedenken nicht nur an den traditionellen Totengedenktagen, sondern auch in monatlichen Totengedenkfeiern, wie sie Domkapitular Dr. Reinhard Hauke in Erfurt eingeführt hat.¹⁹

Und viertens: Entgegen dem heutigen Trend, Trauerrituale im Sinne einer Fortsetzung der Beziehung über den Tod hinaus zu gestalten, ist darauf zu achten, dass das Trennende (urspr. magische) der Rituale wieder betont wird. Es erleichtert den Angehörigen die Realität des Todes zu begreifen, und erst dann kann beginnen, was man heute etwas technisch als Trauerarbeit bezeichnet.

Die Übergangsriten nach Van Gennep heute

Die Beschäftigung mit dem, was Van Gennep *Les rites de passage* genannt hat, lohnt also noch immer, wenngleich nicht in dem Sinne, die von ihm entwickelten Strukturen eins zu eins auf heutige Verhältnisse übertragen zu wollen – dazu sind sie auch zu sehr auf ethnologischer Basis entwickelt worden. Die moderne und postmoderne Gesellschaft zeigt doch wesentliche Unterschiede, als deren stärksten ich die Individualisierung gegenüber der

¹⁹ R. SÖRRIES: 'Die Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal verleiht die Auszeichnung 'Lebenszeichen 2004'', in: *Friedhof und Denkmal* 49,5 (2004) 28.

Vergemeinschaftung genannt habe. Und das 1909 publizierte Muster der Übergangsriten ist vielfach weiter entwickelt worden, nicht nur durch Victor Turner. Zu den Forschern, die Van Genneps Ritualtheorien modifiziert haben, gehört der 1935 geborene Frankfurter Ethnologe Klaus E. Müller, die er an die Stelle von Van Genneps Raumüberschreitungen die Raumwahrnehmung und -erfahrung als Basiselemente jeglicher Weltanschauung und Orientierung gesetzt hat.²⁰

Bleibt man im konkreten Sinn der Ritualerlebnisse, so bestanden die Bestattungsrituale auch in unserem Kulturkreis aus einer Abfolge von Raumüberschreitungen vom Sterbehaus zum Friedhof und zur Kirche. Heute konzentriert sich das Bestattungsritual wesentlich auf einen Ort, auf einen Raum, dem deshalb mehr Gewicht und Verantwortung zukommt. Je kleiner die Zahl der einzelnen Glieder der Ritualkette wird, desto mehr kommt es auf das einzelne Glied an. Diesen Prozess in der Ritualentwicklung wird man nicht grundsätzlich umkehren können, aber man wird die Aufmerksamkeit erhöhen bei dem Punkt, auf den es ankommt, etwa dem konkreten Raum und seiner Gestaltung, die weitere Reduzierung der Rituale zu verhindern suchen und schließlich Ausschau halten nach Ritualen, die nur schlummern, aber noch nicht *gestorben* sind. So ist etwa in der protestantischen Bestattungskultur in deutschen Gemeinde eine Wiederbelebung des Rituals der Aussegnung festzustellen, eine kleine, liturgisch verantwortete Verabschiedung des Toten am Sterbeort, bevor er seine lange Reise antritt.

Klaus E. Müller betonte in Fortführung von Van Gennep das menschliche Grundbedürfnis nach verlässlichen Orientierungssystemen, um sich in der Welt zurecht zu finden und mit anderen Menschen kommunizieren zu können. Das Experimentieren mit Ritualen in der Gegenwart mag aufgrund der allgemeinen Verunsicherung und der daraus resultierenden Suche nach dem Angemessenen verständlich sein, Verlässlichkeit schafft es nicht. Kirchliches Handeln birgt die Chance in sich, diese Verlässlichkeit zu bieten.

Prof. R. Sörries ist Direktor des Museums für Sepulkralkultur, Weinbergstraße 25-27, D-34117 Kassel.

²⁰ K.E. MÜLLER: 'Grundzüge des ethnologischen Historismus', in: W. SCHMIED-KOWAZIK & J. STAGL (Hrsg.): *Grundfragen der Ethnologie. Beiträge zur gegenwärtigen Theorie-diskussion* (Berlin 1981).

